

Das einzige Handicap

Der Dirigentenberuf ist seit dem 19. Jahrhundert eine fast undurchdringbare Männerdomäne. Die vielen Bestrebungen, dies zu ändern, kommen nur zaghafte voran.

Von Alain Claude Sulzer

Da ich die Kunst der Hochrechnung nicht beherrsche, kann ich nicht einmal annähernd ermessen, an wie vielen Abenden ich in den letzten fünfzig Jahren – ich begann früh damit – in den unterschiedlichsten Konzertsälen zwischen Basel und Schanghai, Verbier und Paris, Berlin und Los Angeles sass. Jedenfalls sehr oft. Zum ersten Mal war es in Bern. Ich war höchstens elf Jahre alt, als ich anlässlich eines Ferienaufenthalts mit meinem Onkel Walter, einem musikliebenden Bankbeamten und dilettierenden Geiger, ein Konzert des Berner Symphonieorchesters besuchte. Paul Kletzki, damals Chefdirigent in Bern, leitete das Orchester.

Etwas später wünschte ich mir ein Abonnement des Basler Kammerorchesters, dessen Leiter Paul Sacher war; er dirigierte immer. An Sacher war – das sah sogar ein Kind mit blosser Auge – nichts charismatisch. Was man auch Aura nennen könnte, überliess er mit hölzerner Grandezza seinen Solisten: Mstislaw Rostropowitsch und Rudolf Serkin etwa, die von weither reisten, um unter seiner Leitung aufzutreten. Aber auch ohne Charisma hielt er das Heft fest in der Hand. So fest, dass ihm beim Fuchteln einmal der Taktstock zerbrach – das war das Äusserste an Temperament (beruflich), das er je zu erkennen gab.

Lauter Männer

Kletzki und Sacher waren die ersten einer endlos langen Reihe von Dirigenten, die ich sah und die über Karajan, Solti und Haitink bis zu Levine, Barenboim und Rattle reichte (um nur die bekanntesten zu nennen). Kein Wunder also, dass es mir unmöglich ist, zu sagen, wie viele Dirigenten ich im Lauf meines Lebens als Konzertbesucher «gehört» habe. Es müssen Hunderte gewesen sein. Eines hingegen weiss ich mit absoluter Sicherheit: Es waren lauter Männer!

Die beiden Ausnahmen, die die Regel mit geradezu niederschmetternder Aussagekraft bestätigen, waren Eve Queler in New York und Julia Jones in Basel (die ich dort auch als Operndirigentin erlebt habe). Namen von Dirigentinnen zu ermitteln, kommt immer noch der Suche nach Nadeln im Heuhaufen gleich. Wer fündig werden will, bedarf deshalb eines starken Magneten. Doch was ist bedenklicher? Die Tatsache, dass Dirigentinnen auf den Konzert-

podien noch immer einsame Ausnahmen bilden, oder der Umstand, dass es so lange gedauert hat, bis es mir überhaupt aufgefallen ist?

Ich habe ungezählte Geigerinnen, Pianistinnen und Cellistinnen in den unterschiedlichsten Konzertsälen spielen hören; unendlich viele Aufnahmen auf Schallplatten und CDs, die ich besitze, zeugen von ihrer Musikalität, ihrer Persönlichkeit und dem Selbstbewusstsein, mit denen sie der Welt zeigen, was sie wollen und was sie können; sie haben grosse Vorgängerinnen und werden grosse Nachfahrrinnen haben; ein Blick in die Musikregale und auf das Angebot der Streaming-Dienste genügt, um den Beweis zu führen.

Wo aber findet man die Dirigentinnen, die all die Argerichs, Mutters, Meyers, Frangs und Wangs vom Pult aus begleiten? Um in der analogen Welt des Konzertbetriebs fündig zu werden, muss man sich schon mit einem sehr speziellen Kompass (am besten Richtung Osten) aufmachen. Chefdirigentinnen findet man nur wenige: Inga Hilsberg bei den Kölner Symphonikern etwa, Joana Mallwitz in Erfurt, Mirga Grazinyte-Tyla in Birmingham (wo ihre Vorgänger Simon Rattle und Andris Nelsons hiessen), Susanna Mälkki in Helsinki; ansonsten weiterhin vor allem Männer bei den Orchestern dieser Welt. 2015 waren laut einer Statistik 97,8 Prozent der Chefdirigentenposten in Männerhand. Wenig deutet darauf hin, dass sich daran in den letzten zwei Jahren Entscheidendes geändert hat, ausser man würde einstellige Prozentzahlen schon für eine erwähnenswerte Progression halten.

Geändert hat sich im vergangenen Festivaljahr immerhin das Aufmerksamkeitspotenzial, als

das Lucerne Festival unter dem Motto «Primadonna» stand, was den Auftritt des weiblichen Pendants zum Maestro unumgänglich machte: Die Maestra war medial in aller Munde. Wenn auch nur kurzfristig. Nachdem im Luzerner Festivaljahr 2016 ein gutes Dutzend Frauen mit Taktstock das Podium betraten, ist 2017 auch am Vierwaldstättersee wieder ernüchternde Normalität eingekehrt: Gerade noch zwei dirigierende Frauen sind dieses Jahr auszumachen: Kristiina Poska aus Estland und Mirga Grazinyte-Tyla aus Litauen (auf den Nordosten zu fokussieren, war übrigens

gar nicht so falsch, denn von hier aus scheint sich neuerdings eine selbstbewusste Generation von Dirigentinnen auf den Weg gemacht zu haben, die sich so schnell nicht beirren lässt).

Vom Taktstockdiktator zum Magier

Man muss kein Verfechter von Frauenquoten sein, um sich die Augen zu reiben und nach der Ursache, vor allem aber nach der Berechtigung, eines solchen Missverhältnisses zu fragen. Kein lebender männlicher Musiker (oder Kritiker) wird in Abrede stellen, dass Frauen die Fähigkeit besitzen, Musik zu interpretieren. Dass sie dies anders (gar schlechter) täten als ihre männlichen Kollegen, lässt sich gegen sie nicht vorbringen, wie die Blindverkostungen von aufmerksamen Hörspezialisten (Männern wie Frauen) etwa bei der «Diskothek» (auf Radio SRF 2 Kultur) beweisen. Ernstlich wird also niemand behaupten, dass Martha Argerichs Ravel weiblich, Grigori Sokolows Chopin hingegen männlich sei, beziehungsweise Argerichs Ravel nicht zupackend oder Sokolows Chopin nicht empfindsam genug.

Es gibt hundert verschiedene Arten der Interpretation eines Musikstücks, eine weibliche gibt es so wenig wie eine männliche; Musik ist nun einmal von Hause aus *transgender*, auch wenn die Komponisten (fast) alle männlich waren (doch auch da hat sich in den letzten Jahren einiges verändert). Auf die Frage nach der Ursache der andauernden Abwesenheit dirigierender Frauen wird man schneller eine Antwort finden als auf die, ob sie berechtigt sei.

Als im 19. Jahrhundert der Dirigent erfunden wurde, den es zuvor bestenfalls als Taktierer vom Continuo aus gegeben hatte, waren ausschliesslich Männer am Werk: Komponisten und Orchestermusiker gebaren den Taktstockdiktator (der im Lauf der Zeit zum «Magier» mutierte) aus ihrer Mitte; die wenigen Clara Wiecks am Klavier liess man gelten: hier kam es auf Fingerfertigkeit, nicht auf Fingerspitzengefühl im Umgang mit den Knebelbärten im Orchestergraben an. Mit dem Dirigenten war ein neuer Typus Musiker geboren: der oberste Machthaber über die anschwellenden Tonkohorten. Je grösser die Orchester in der Spätromantik wurden, desto allmächtiger herrschte der Maestro auf der Kommandobrücke über seine tönenden Bruttoregistertonnen. Mit ausgreifenden oder nur angedeuteten Arm- und Handbewegungen,



Dirigent Sacher.

Was man auch Aura nennen könnte, überliess er seinen Solisten.



Nadel im Heuhaufen: Joana Mallwitz, deutsche Chefdirigentin in Erfurt.



Aufreibende Jahre: Schweizer Dirigentin Caduff.



Was ist uns entgangen? Weingartner-Studer.



Kommandobrücke: Dirigentenlegende Abbado.

«Eisbrechend»

Warum gibt es nicht mehr Dirigentinnen? Exponenten der Schweizer Klassik geben Auskunft.

Alain Claude Sulzer, Librettist — Vor dreissig Jahren war eine Theaterregisseurin – zum Beispiel Andrea Breth – noch eine Sensation, beziehungsweise ein bestaunenswertes Objekt. Heute sind Regisseurinnen (gefühlter) Alltag. Wann wird es ebenso selbstverständlich sein, dass Frauen am Dirigentenpult stehen und gar Chefposten bekleiden?

Hans-Georg Hofmann, Leitung künstlerische Planung Sinfonieorchester Basel — Wir sind schon mitten in diesem Prozess. Es gibt inzwischen Dirigentinnen wie Mirga Grazinyte-Tyla, Susanna Mälkki, Emmanuelle Haïm oder Alondra de la Parra, die für die nächsten drei Jahre ausgebucht sind. Bei uns werden in den kommenden drei Monaten zwei Dirigentinnen vor dem Orchester stehen. Die Männerdominanz bei den Orchestermusikern liegt in der Vergangenheit – es ist eine Frage der Zeit, dass es zum Alltagsgeschäft gehört, dass Dirigentinnen ein Orchester leiten und ihre eigene Lesart von Musik einbringen.

Michael Haefliger, Intendant Lucerne Festival — Es wird sicherlich noch eine Weile dauern, bis Dirigentinnen auf Chefpositionen zur Selbstverständlichkeit werden. Alleine ein Blick auf die Spielpläne von Schweizer Orchestern zeigt, wie wenig Dirigentinnen verpflichtet werden. Eigentlich sehr beschämend. Und dabei gibt es durchaus sehr hoffnungsvolle Dirigentinnen, die auch absolut das Zeug zur Chefdirigentin haben. Aber wie können junge Dirigentinnen Erfahrungen sammeln, wenn sie nicht verpflichtet werden? Wir haben in Luzern im vergangenen Sommer unter dem Thema «Primadonna» über vierzehn Dirigentinnen aufs Podium gebracht, und der Versuch hat sich wahrlich gelohnt. Das Birmingham Symphony Orchestra hat als einziges internationales Spitzenorchester in Europa im vergangenen Jahr eine Dirigentin, Mirga Grazinyte-Tyla, zur neuen Chefin erkoren und wird im kommenden Sommer mit ihr erstmals in Luzern auftreten. Das schafft Hoffnung. Ich glaube, wir Veranstalter brauchen mehr Mut und sollten Konzepte entwerfen, welche die Auftritte von vielversprechenden Dirigentinnen nachhal-



«Sensation»: Alain Claude Sulzer.



«Fünf bis zehn Jahre»: Ilona Schmiel.



«Gute Rate!»: Christoph Müller.



«Gegen das Klischee»: Numa Bischof Ullmann.



«Mehr Mut»: Michael Haefliger.



«Frage der Zeit»: Hans-Georg Hofmann.

tig unterstützen. Man darf an diesem wichtigen Thema gerade in der Schweiz nicht vorbeischaun, und auch die Orchester sollten sich gegenüber diesem Prozess mehr öffnen.

Ilona Schmiel, Intendantin Tonhalle-Orchester Zürich — Meine Prognose lautet: In fünf bis zehn Jahren ist es Alltag, Dirigentinnen in allen Funktionen zu haben. Es kann auch schneller gehen, wenn sich die jetzige junge Generation weiter so positiv entwickelt, die ja auch wichtige Chefposten bereits jetzt innehat oder im Herbst dieses Jahres antritt.

Numa Bischof Ullmann, Intendant Luzerner Sinfonieorchester — Vor dreissig Jahren waren es noch Ausnahmen, als in traditionsreichen Orchestern Stellen erstmals auch Musikerinnen anvertraut wurden. Sabine Meyers Berufung nach Berlin anno 1983 galt als bahnbrechend. Dirigentinnen mussten sich in den letzten drei Jahrzehnten einen Platz auf den von Männern dominierten Dirigentenpo-

dien hart erarbeiten und sowohl gegen die Tradition wie auch das Klischee antreten. Das hohe Ausbildungsniveau, der heutige Zeitgeist sowie erfolgreiche Beispiele von Chefdirigentinnen von Birmingham bis São Paulo relativieren die Frage bereits heute und in Zukunft noch mehr.

Christoph Müller, Intendant und CEO Gstaad Menuhin Festival sowie Konzertmanager Kammerorchester Basel — Bei der diesjährigen Gstaad Conducting Academy haben wir drei Dirigierstudentinnen von zwölf aktiven Dirigierstudenten (die vom Dirigenten Jaap van Zweden und seinem Team aus über 200 Bewerbern ausgelesen wurden). Das ist doch schon mal eine gute Rate! Ich finde das Thema etwas strapaziert ... (letztes Jahr Lucerne Festival, übertriebene Gewichtung in gewissen Medien usw.). Die dirigierenden Frauen werden ihren Weg in jedem Fall machen, zumindest die besten unter ihnen.

die untertänigst befolgt wurden, gab er zu verstehen, dass sein Wink genügte, um die Noten zum Klingen zu bringen, von denen er keine einzige selber produzieren musste. Wie der Börsenmakler mit Käufen und Verkäufen, operierte er mit unsichtbarem, aber einträglichem Material; wechselnde Dynamik, diverse Tempi und daraus resultierende Emotionen unter Hemdbrust und Korsett waren der Gewinn, an dem man sich berauschte. Hier wie dort war das Resultat Akkumulation: hier von Kapital, dort von Tonmassen, die sich zu immer gewaltiger werdenden sinfonischen Klangwellen auftürmten, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinüberschwappten.

Förderung durch männliche Mentoren

Dass Frauen im 19. Jahrhundert keine Wahl hatten, ist bekannt. Während es auf dem erheblich älteren, volksverhafteten Gebiet des Theaters immer mal wieder Prinzipalinnen wie Friederike Caroline Neuber gegeben hatte, die ihren Thespiskarren samt Truppe durch die Lande zogen, war Ähnliches im Musikleben der Vergangenheit gänzlich unbekannt. Während Intendantinnen und Regisseurinnen heutzutage auf den Schauspielbühnen gefühlter Alltag sind – was vor dreissig Jahren, als Andrea Breth noch wie eine Exotin bestaunt wurde, noch keineswegs der Fall war –, ist das Bild des Dirigenten merkwürdig statisch geblieben, auch wenn die Zeiten, in denen Arturo Toscanini es sich erlauben konnte, die Orchestermusiker aufs unflätigste zu beschimpfen, längst der Vergangenheit angehören.

Obwohl gestandene Maestri wie etwa Bernard Haitink oder David Zinman Dirigentinnen fördern, sind diese faktisch kaum öfter anzutreffen als in meiner Jugend, als die Schweizerin Sylvia Caduff die einzige Dirigentin war, von der ich je gehört hatte und lange hören würde (weniger auf Schallplatten als vielmehr in Illustrierten, die über sie wie über ein extraterrestrisches Wesen berichteten).

Auch für Sylvia Caduff war die Förderung durch männliche Mentoren wichtig. Dass sie die Karriere der heute achtzigjährigen Dirigentin entscheidend beeinflusst hätten, muss man jedoch bezweifeln, denn diese verlief alles andere als geradlinig (um nicht zu sagen im Sande). Der Vergleich mit dem beruflichen Aufstieg männlicher Dirigenten, deren Ausgangsposition ihrer eigenen entsprach, fällt überdeutlich (und wenig erstaunlich) zu ihren Ungunsten aus.

1965, ein Jahr bevor sie als erste Frau den Dimitri-Mitropoulos-Dirigentenwettbewerb in New York gewann, schrieb Herbert von Karajan, dessen von ihm überaus geschätzte Schülerin sie zunächst in Luzern gewesen war, dann drei Jahre lang seine Assistentin in Berlin, in einer persönlichen Empfehlung, er hoffe, «dass ihr vielleicht einziges Handicap, nämlich eine Frau zu sein, in der Entfaltung



Höhere Aufmerksamkeit: Mirga Grazinyte-Tyla, litauische Chefdirigentin in Birmingham.

ihrer Karriere, die ich ihr von Herzen wünsche, nicht hinderlich sein möge».

Doch natürlich war genau dieses Handicap das einzige Kriterium, das massgeblich über ihre musikalische Laufbahn entschied. Während Claudio Abbado, der den renommierten amerikanischen Dirigentenpreis drei Jahre vor ihr gewann, kurz darauf – nicht zuletzt aufgrund des Preises – die musikalische Leitung der Mailänder Scala übertragen wurde, musste Caduff bis 1977 auf eine ähnliche, aber nicht im Entferntesten vergleichbare Position warten: Sie wurde Chefdirigentin des Städtischen Orchesters Solingen (heute: Bergische Symphoniker) – und damit die erste Generalmusikdirektorin Deutschlands.

Trotz dieser Pionierleistung könnte die Diskrepanz zwischen einer männlichen und einer weiblichen Musikerkarriere kaum grösser sein. Nach aufreibenden Jahren – die der prekären finanziellen Situation Solingens geschuldet waren – verliess Caduff 1985 Solin-

gen. Es wurde still um sie, auch wenn sie sich nie offiziell zurückgezogen hat.

Das Unvorstellbare denken

In den letzten zehn Jahren ist Sylvia Caduff kein einziges Mal um ein Dirigitat in der Schweiz angefragt worden. Dass der Prophet (erst recht wohl die Prophetin) im eigenen Land nichts gilt, ist eine Binsenwahrheit. Warum sich allerdings das Lucerne Festival ausgerechnet im Jahr der Frauen einen Auftritt der Doyenne der Dirigentinnen entgehen liess, bleibt rätselhaft. Sie sei ja noch da und man könne sie anfragen, sagte sie kürzlich in einem Interview (ihr Wort ins Ohr der Orchesterintendanten!). Dass sie – nach eigener Aussage – nicht zur Kämpfernatur erzogen worden war, erwies sich als weiteres Handicap, das ein Sieger wie Karajan nicht bedacht hatte.

Darüber, was uns entgehen würde, wenn es die Interpretationen von Clara Haskil, Lili Kraus, Alicia de Larrocha und Jacqueline du Pré, von Martha Argerich, Midori oder Anne-Sophie Mutter nicht gäbe, sind wir uns im Klaren, weil wir sie in konservierter Form besitzen.

Was uns entging, indem wir auf die Interpretationen der grossen sinfonischen Werke durch Dirigentinnen wie Carmen Weingartner-Studer (1908–1987), Hedy Salquin (1928–2012), Sylvia Caduff und all die namenlos gebliebenen Frauen verzichten mussten, die es aufgrund ihres Geschlechts nicht auf eine Konzertbühne schafften, können wir gar nicht ermessen – oder höchstens mit Hilfe jener Fantasie, die das Unvorstellbare zu denken imstande ist.

Wollen wir hoffen, dass das vor kurzem noch Unvorstellbare eines nicht allzu fernen Tages Normalität sein wird. Die Zeichen stehen nicht schlecht, wenn man den verantwortlichen Intendanten glauben will.

Alain Claude Sulzer, Schweizer Schriftsteller, schrieb das Libretto zu David Philip Heftis Oper «Annas Maske», die am 6. Mai 2017 Premiere in St. Gallen gehabt hat, sowie die Zwischentexte zu Zoltán Kodály's «Háry-János-Suite», die am 27. August 2017 im KKL aufgeführt wird. Das Sinfonieorchester Basel wird dann von der Dirigentin Kristiina Poska geleitet.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Quinten

Mathias Seger, Captain der ZSC Lions, Schweizer Rekordnationalspieler

Unsere Kinder lieben das Campieren und Zelten. Deshalb fahren wir oft mit unserem alten VW-Bus los und entdecken die Schweiz. Der Bus bietet Schlafgelegenheiten für die ganze Familie. Kürzlich waren wir in Tenero zum Wandern und Baden. Ein beliebtes Ausflugsziel ist zudem Quinten am Walensee. Es ist ein zauberhafter Ort, den man nur zu Fuss oder per Schiff erreicht. Ganz speziell ist, dass sich dort ein Mikroklima entwickelt hat, dass so mild ist, dass sogar Feigen und Kiwis wachsen. Allzu lange Ferien kann ich aber nicht machen. Denn schon im Juli trainieren wir wieder auf dem Eis – und dort haben wir nach dem enttäuschenden Saisonschluss einiges gutzumachen.

